

ALFRED TOEPFER  
STIFTUNG F.V.S.



Jahrbuch 03|04

Brücken nach Europa

Lyrik

Musik



## »Sie leben mit einem Schatten«

Miriam Gillis-Carlebach ist überraschend klein von Statur, aber durch ihre beeindruckende Persönlichkeit nur schwer zu übersehen. Die Tochter des letzten Oberrabbiners von Hamburg war am 19. April 2004 zur Verleihung des Max-Brauer-Preises in die Hansestadt gekommen, um einem bewegenden Ereignis beizuwohnen. Vor ihrem ehemaligen Wohnhaus in der Hallerstraße 76 legte der Kölner Künstler Gunter Demnig elf »Stolpersteine« in den Gehweg, die an Opfer des Nationalsozialismus erinnern. Unter ihnen befanden sich auch die Eltern von Miriam Gillis-Carlebach sowie drei jüngere Schwestern. Als ihre Familie 1942 deportiert wurde, war sie selbst schon nicht mehr in Deutschland. Einen Tag vor der Reichskristallnacht 1938 war sie nach Palästina ausgewandert und hörte erst später vom Tod eines Teils ihrer Familie.

»Sie leben mit einem Schatten, aber auch mit der Verantwortung anderen gegenüber«, sagte Miriam Gillis-Carlebach auf die Frage, wie sie mit dem Verlust ihrer Eltern und Schwestern umgeht. Sie kenne heute zwar alle Fakten, aber verstehen könne sie das, was passiert ist, immer noch nicht. Miriam Gillis-Carlebach lebt heute in Israel und lehrt als Professorin an der Bar-Ilan Universität in Tel Aviv. 1992 gründete sie das Joseph-Carlebach-Institut. Unter ihrer Leitung widmet sich das Institut dem Werk ihres Vaters sowie der Erforschung des jüdischen Lebens in Deutschland.

Die Idee des Künstlers Gunter Demnig hält sie für genial. Der hatte mit seinem Projekt „Stolpersteine“ eine neue Form der Erinnerung an Opfer des Nationalsozialismus gefunden. Mit Messingschildern versehene, zehn mal zehn Zentimeter große Betonsteine im Straßenpflaster kennzeichnen jene Häuser, in denen Juden, aber auch Sinti und Roma sowie Kommunisten bis zu ihrer Deportation wohnten. In die Messingplatten meißelt Demnig die Namen der Deportierten, das Geburts- und Todesdatum sowie den Ort, an dem sie umgebracht wurden. Mittlerweile liegen in Hamburgs Gehwegen mehr als 1000 Steine; in ganz Deutschland sind es bereits etwa 3000, und ständig werden es mehr.

### *Ehrung für die Paten der »Stolpersteine«*

Die ALFRED TOEPFER STIFTUNG F.V.S. hatte zur Verleihung des Max-Brauer-Preises und der gleichnamigen Medaille für das Jahr 2004 an einen besonderen Ort geladen – in die Hauptkirche St. Michaelis. Denn nach Ansicht des Stiftungsvorstandes konnte die Ehrung für die Paten der »Stolpersteine« nicht wie sonst üblich in festlich-heiterem Rahmen, sondern nur in einer Besinnung fordernden Kirche stattfinden. Nach Grußworten von Hauptpastor Helge Adolphsen und Ministerin a. D. Marianne Tidick, der Vorsitzenden des Kuratoriums für den Max-Brauer-Preis, erklang das Opus 25 des 1961 geborenen Komponisten und Kantors der St. Bartholomäus-Kirche, Wilster, Hartwig Barte-Hanssen: »Mein Gott, mein Gott, warum ...«. Der ehemalige Kuratoriumsvorsitzende Theo Sommer sprach über die Rolle jüdischer Bürger in der Geschichte Hamburgs. Zum Abschluss hielt Professor Ina Lorenz, Professorin für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg und stellvertretende Direktorin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg, eine Rede über die »Hamburger Juden im Gedächtnis der Stadt und ihrer Bürger« und über die Erinnerungskultur der Hansestadt.

Das Kuratorium für den Max-Brauer-Preis hatte die Auszeichnung allen Hamburgern gewidmet, die eine Patenschaft für Stolpersteine übernommen hatten. Stellvertretend für die Paten nahm Ina Lorenz den Preis entgegen. Das Preisgeld in Höhe von 15.000 Euro ist für einen Stolperstein-Stadtplan sowie für eine Publikation über die Deportation von 1941 bis 1945 vorgesehen. Zudem erhielt der Hamburger Kunstsammler Peter Hess die Max-Brauer-Medaille, die in der Regel mit dem Preis und der Urkunde zusammen verliehen wird. Er hatte 2002 die Idee der »Stolpersteine« in Hamburg aufgegriffen und kümmert sich seitdem um die Verlegung. Die Stiftung hatte außerdem beschlossen, allen Hamburger Bürgern, die die Patenschaft für einen Stolperstein übernommen haben oder noch übernehmen werden, ein persönliches »Ehrenblatt« zu überreichen.

»Die Stolpersteine, die ihren Namen nur im übertragenen Sinne zu Recht tragen, sind durchaus ein Glücksfall für das Gedächtnis in der Hansestadt und ihrer Bürger«, sagte Professor Lorenz. Sie erinnerte an den Musiker und Juden Martin Cobliner, dem 1938 die Verhaftung drohte. Doch bevor es dazu kam, stürzte er sich aus dem Fenster und kam zu Tode. Cobliner war vermutlich das erste Opfer in Hamburg, das im Novemberpogrom 1938 starb. Erst seit kurzem erinnert ein Stolperstein mit seinem Namen an sein Schicksal. Doch es gibt noch viele namenlose Opfer. »Im Gedächtnis der

Hansestadt Hamburg will nur ein namenloser, schriftloser Gedenkstein an die Deportation erinnern«, sagte Ina Lorenz. »Der Stein ist an dem Ort gesetzt, an dem sich die deportierten Juden am 24. und 25. Oktober 1941 wie auch an späteren Tagen vor dem Gebäude der Hamburger Logen einzufinden hatten.«

Erst nach mehr als 40 Jahren, im Jahre 1983, habe die Stadt ein steinernes Monument errichtet. In den 50er- und 60er-Jahren habe hinsichtlich der NS-Vergangenheit eine Haltung bestanden, die man als »Schlussstrichmentalität« und als Zeit der »gesellschaftlichen Stille« (Hermann Lübke) bezeichnete, führte Ina Lorenz weiter aus. »Hier war eine staatliche Erinnerungspolitik kaum möglich, zumindest nicht in einem offensiven Sinne. Der Stein an der Moorweidenstraße von 1983 änderte dies. Er ist ein offizieller Beitrag der Hansestadt zum Gedenken an die Juden in unserer Stadt, und gewiss nicht der einzige in dieser Stadt. Aber der Stein an der Moorweidenstraße besitzt eine Besonderheit. Es ist ein städtisches Denkmal mit einem bekennenden Bezug gerade zum Ort des Geschehens, an das erinnert werden soll, dies erstmals. Darin unterscheidet sich dieser Stein grundlegend von dem ersten offiziellen Denk- und Mahnmal der Hansestadt, das Bürgermeister Max Brauer am 3. Mai 1949 im Eingangsbereich des Ohlsdorfer Friedhofs als Ehrenmal für die »Opfer des Nazi-Terrors« einweihte. Dieses Ohlsdorfer Denkmal, von einem kommunistischen Senator bereits im Sommer 1946 vorgeschlagen, aber später im beginnenden Kalten Krieg und jetzt ohne Beteiligung der Kommunisten errichtet, war kein erinnerndes Zeugnis inmitten der Stadt. Nur wer den Ohlsdorfer Friedhof aufsucht, bemerkt es.

Der schriftlose Stein an der Moorweidenstraße ist abstrakt. Der vom Künstler Ulrich Rückriem in der Kunstform der Minimalart gestaltete Stein

»Stolpersteine« in Hamburg



muss mit seinen Stein-fugen und damit in seiner Symbolkraft gedeutet werden. Der Sinnzusammenhang erschließt sich erst aus dem Wissen von Lokalität und Deportation im Sinne ihrer tödlichen Endgültigkeit. Der Stein verlangt

Empfänger des Max-Brauer-Preises 2004

Hamburger Paten der »Stolpersteine«

Treuhänderisch entgegen nahmen den Preis und die Medaille: Prof. Dr. Ina Lorenz, stellvertretende Direktorin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg sowie der Kunstsammler Peter Hess, der die Idee der Stolpersteine nach Hamburg geholt hat.

Die Schulwanderstipendien erhielten:

Das Abendgymnasium St. Georg, das Gymnasium Grootmoor sowie das Katholische Gymnasium Sankt-Ansgar-Schule.

nach einer Dechiffrierung. Erst eine in die Erde eingelassene Schrifttafel erinnerte an die Deportation der Hamburger Juden und enthält ein Memento. Der Text lautet:

»Dem Gedenken an die jüdischen Bürger Hamburgs, die in den Tagen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft von diesem Platz zu Tausenden in den Tod geschickt wurden.

Vergeßt es nicht!

Seid wachsam!»

Selbstverständlich ist eine staatliche Erinnerungskultur, welche auf den Inhalt des Gedächtnisses dieser Stadt – in Sonderheit der Geschichte

seiner Juden – nachdrücklich Einfluss nehmen will, vom moralischen Standpunkt aus zu loben. Es handelt sich um eine Politik der guten Motive. Einer Stadtpolitik, welche hierauf auch im Sinne einer Denkmals- und Mahnmalpolitik durchaus gezielt Einfluss nehmen will, dieser Politik werden wir ein gutes Zeugnis ausstellen können. Das gilt stets, wenn sich diese Politik nicht in symbolhaftem oder ritualisiertem Handeln erschöpft. Aber der kritische Betrachter muss auf die Ambivalenz staatlicher Erinnerungspolitik aufmerksam machen. In den 70er-, 80er- und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es nur vereinzelt eine öffentliche politische Erörterung einer städtischen Erinnerungspolitik, welche die Hamburger Juden zum Gegenstand hatte. Wenn es eine politische Erörterung gab, so hatte sie in aller Regel einen offiziellen oder doch offiziösen Hintergrund.

Die Ziele der »Stolpersteine« könnten hier zu einer – auch in Wortesinne – grundlegenden Änderung führen. Als das bereits erwähnte Mahnmal am Platz der jüdischen Deportierten 1983 der Öffentlichkeit übergeben wurde, beschrieb der Hamburger Literat und Schriftsteller Arie Goral diesen Vorgang mit folgenden Worten:

»Das Mahnmal wurde am 21. Januar 1983 eingeweiht. Es geschah unter nahezu totaler Absenz der Öffentlichkeit und der Vertreter städtisch, politisch, kultisch und kulturell repräsentativer Institutionen. Soviel mir bekannt ist, wurde durch eine Kommunikationspanne eine rechtzeitige Information versäumt. Der damals amtierende Kultursenator übergab mit angemessenen und bewegten Worten das Mahnmal der absentierenden Öffentlichkeit.«



*Gunter Demnig, Ina Lorenz, und Peter Hess  
während der Preisverleihung in der Hamburger  
Hauptkirche St. Michaelis*

Das Kapitel »Stolpersteine« in der Erinnerungskultur, das Gunter Demnig mit seinem Projekt aufgeschlagen hat, begann 1992 in Köln. 10 Jahre später, im Juli 2002, wurden in Hamburg die ersten Stolpersteine verlegt. »Gunter Demnig hat neue Fähigkeiten entwickeln müssen, um persönliches künstlerisches Engagement mit der Organisation der Nachfrage zu verbinden. Er nimmt dies auf sich und verdient darin unsere Bewunderung«, sagte Ina Lorenz in ihrer Rede. »Dass die Steine auf den Gehwegen vor der Haustür verlegt würden, symbolisiere den Grenz-

bereich des privaten Raumes, zwischen der Schwelle der Tür und der Straße, zwischen Haus und öffentlichem Raum.

Die Stolpersteine des Gunter Demnig haben eine neue Art des Gedenkens geschaffen. Sie sind inmitten des alltäglichen Lebens. Indes fehle ihnen – zu Recht –, sagte Ina Lorenz, das feierlich Anspruchsvolle, das nun einmal mit Monumenten verbunden zu sein scheint. Damit stehe der Stolperstein in einem auch gewollten Gegensatz zur staatlichen Erinnerungskultur. Demnig selbst hatte die Stolpersteine einmal als ein »dezentrales Monument« bezeichnet. Das sei, sagte Lorenz, eine einprägsame Wendung, weil sie den Widerspruch zwischen einem Monument und der Individualität der Stolpersteine sprachlich aufzuheben versuche.

»Den auf der Straße verlegten Stolpersteinen kann man nicht ausweichen. Damit kann man ihnen auch zu nahe kommen, auch im wörtlichen Sinne. Man kann sie betreten, man kann sie verunreinigen, ohne Absicht, aber auch mit Absicht«, führte die Professorin weiter aus. Die Stadt Leipzig und die Israelitische Kultusgemeinde in München haben gerade aus diesem und anderen Gründen Bedenken gegen das Verlegen von Stolpersteinen erhoben. In Leipzig, so heißt es, vergleiche man die Stolpersteine mit Steinen auf dem Hollywood Boulevard in Los Angeles. Hoffen wir, dass man in Leipzig in dieser Weise nur ästhetische Ansprüche formuliert hat und nichts anderes im Sinne hatte. Die Stadt München will eigene Gedenktafeln anbringen. In Hamburg hat sich ziemlich rasch ein breiter Konsens gefunden. Nur im Bezirk Bergedorf haben sich die in der Bezirksversammlung vertretenen politischen Parteien über das Ob und das Wie der Stolpersteine heftige politische Auseinandersetzungen geliefert. Als wenn die

Frage der Stolpersteine geeigneter Gegenstand einer politischen Fraktionierung sein kann?

Ich muss freimütig bekennen, dass ich mir für die zuletzt genannte Auseinandersetzung zumindest ein anderes moralisches Niveau gewünscht hätte. Die Stolpersteine liegen auf öffentlichem Grund. Ich habe nicht verstanden, warum gleichwohl nach zeitweiser Auffassung der Mehrheit in der Bergedorfer Bezirksversammlung die Verlegung eines Stolpersteines von der Zustimmung des jeweiligen Hauseigentümers abhängig sein sollte. Mir geht es nicht um rechtliche Fragen. Aber man darf wohl die Frage aufwerfen, ob wir die Effektivität des durch Stolpersteine vermittelten Gedenkens von der Zustimmung einzelner Grundeigentümer abhängig machen wollen und ob sich politische Parteien zum Fürsprecher derartiger Eigentümer machen.

Natürlich ist eine Schändung auch der Stolpersteine nicht auszuschließen. Aber was besagt das? Sollen wir unser erinnerndes Verhalten bereits vorbeugend auf den Fall der Schändung einrichten? Wohl schwerlich! In ihrer Summe geben die Stolpersteine für die Stadt ein Zeugnis ab. Sie bezeugen ein kollektives Gedächtnis einzelner Bürger, die sich nicht kennen, die sich nicht organisiert haben, die aber in die eigene Tasche greifen und greifen werden, um den einzelnen Stolperstein zu bezahlen. Es ist dieses Engagement des einzelnen Bürgers, welche jenseits aller Bedenken stehen sollte. Eine Gesellschaft, die sich solcher Bürger versichern darf, ist auf dem richtigen Wege.«

Der Max-Brauer-Preis wird seit 1993 zum Gedenken an Max Brauer (1887 – 1973), den ersten Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg nach dem Zweiten Weltkrieg, verliehen. Der Preis wird einmal jährlich an Persönlichkeiten und Einrichtungen in der Freien und Hansestadt Hamburg überreicht, die sich durch besonderes Engagement für das kulturelle, wissenschaftliche oder geistige Leben Hamburgs hervorgetan haben.

Ein unabhängiges Kuratorium wählt die Preisträger aus. Ihm gehörten zum Zeitpunkt der Auswahl an: Marianne Tidick, Ministerin für Forschung u. Kultur in Schleswig Holstein a. D., Nikolaus W. Schües, F. Laeisz Schiffahrtsgesellschaft mbH + Co.KG, Professor Dr. Franklin Kopitzsch, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg, Matthias Schwark, Patriotische Gesellschaft, und Dr. Theo Sommer, Die ZEIT.

Zusammen mit dem Preis verleiht die Stiftung jährlich drei Max-Brauer-Schulwanderstipendien in Höhe von je 2560 Euro an Hamburger Schulen. Auf sie wird in dem Kapitel *Über die Grenzen hinaus* dieses Jahrbuchs ausführlich eingegangen.

*Zwischen Mensch und Stein* | VON MIRIAM GILLIS-CARLEBACH

269 Mal wird der Stein (oder die Steine) in der Bibel in verschiedenen Zusammenhängen erwähnt, wie hier, in den wenigen ausgewählten Zitaten:

Sein Herz ist gegossen so hart wie Stein (Hiob 41, 16);  
 Ja, der Stein in der Mauer schreit (Habakuk 2, 11);  
 Damit dein Fuss nicht am Stein stolpere (Psalm 91, 3);  
 Der da spricht ... zum Stein: Stehe auf (Habakuk 2, 19);  
 Der Stein, den die Bauleute verachteten, wird zum Hauptpfeiler werden (Psalm 118, 22).

Viele Male ist der Stein stumm, regungs- und erregungslos, wie auch ein menschliches Herz einem Stein gleich gefühllos und hart sein kann – aber umgekehrt kann der härteste Stein des Menschen Unglück nachfühlen und weinen und schreien wie der Mensch in seiner Qual.

Wenn der Stein Zeuge wird von Untaten an dem zu Tode gefolterten unschuldigen Menschen, übernimmt er die Aufgabe des Anklägers: Er schreit das Verbrechen von der Mauer, auf dass es nicht vergessen werde. So werden Steine zu Denkmälern gestaltet, als Rufer, als Mahner und Erinnerer an der Menschen Schicksal.

Die Aufgabe der Denkmäler-Steine ist es also, den Menschen zum Denken anzuregen: zum Gedenken – zum Andenken – zum Nachdenken – ihn dazu zu bringen, ja, ihn direkt dazu zu zwingen, zu sinnen und nachzusinnen.

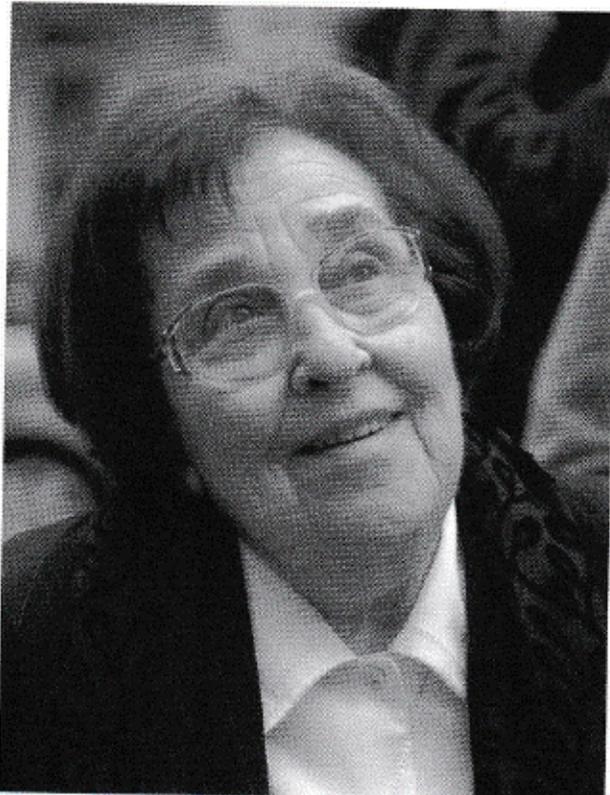
Steine können verschiedenartig gestaltet sein, je nach ihren Aufgaben. Da sind einmal die monumentalen steinernen Riesen-Denkmäler: Sie erinnern an die großen Geschehnisse der Historie, der Geschichte; sie erinnern an anonyme Massen gefolterter Menschen, zusammengefasst in einer Figur oder zu einem Block. Denn so fragte man: Können denn die Schicksale von Hunderten und Tausenden unterschiedlich betrachtet werden? Und können denn Millionen Menschen bei ihren Namen genannt werden? Sollten sie nicht besser in Kürze auf eine wissenschaftliche Formel gebracht werden – ohne persönliche Qual, ohne krampfhaften Schmerz, ohne detailliertes Gewissen –, sondern eben als »Geschichtsereignis«, über das im besten Fall jeder gebildete Mensch unterrichtet sein muss – noch von seiner Schulzeit her. Aber wenn man weiter fragt: woraus besteht denn eigentlich Geschichtswissenschaft und Geschichte? Zitiert nach Prof. Jehuda Bauer, Direktor der israelischen Gedenkstätte »Yad Vashem« in Jerusalem, heißt es: Geschichten machen Geschichte, kleine, alltägliche Geschichten über und von Menschen wie du und ich, von und über jeden Menschen – ob zahnloser

Greis, Kleinkind oder jeglicher aus ärmsten, intimsten Familienkreisen. Jeder – ja jeder einzelne Mensch, seine Freude und sein Leid, sein Schicksal sollte unvergessen bleiben.

Unvergessen – aber wie? Denn wenn wir jeden Menschen der sechs Millionen jüdischen Opfer nur einen einzigen Tag beweinen würden, müssten wir ihrer weit über 1600 Jahre gedenken und sie betrauern. Das würde ja nicht nur in allen Fällen unsere eigene Lebenszeit überdauern, es würde unsere Trauerfähigkeit auf eine harte – ja eigentlich unmögliche Probe stellen, die wir nie, nie bestehen könnten.

Zu diesem schwerstwiegenden Dilemma stellen sich nun die Stolpersteine, erschaffen und schöpferisch gestaltet von Gunter Demnig, dem Künstler mit dem menschlichen Herzen; er hat für uns einen Weg gefunden und aufgezeichnet: Selbst, wenn wir in unserer menschlichen Beschränkung und in der Hast des alltäglichen Lebens uns nicht der ununterbrochenen Trauer hin- und ergeben können, ja selbst wenn wir den Menschen vollkommen vergessen sollten-würden-könnten – stößt und stolpert unser Fuß an und über einen Stein – einen mit Namen benannten Stolperstein.

Miriam Gillis-Carlebach



So wird der kleine, einzelne Stein zum Träger eines mit Namen genannten Menschen: So werden die Stolpersteine zu Mahnern und Sprechern und Rufern. Sie rufen: Jeder Mensch hat einen Namen. Der Stolperstein erinnert namentlich an das Einzelschicksal eines jeden Menschen: In diesem Haus hat er gewohnt, in Freude gelebt und so viel Leid gelitten.

Der jetzige Tag und diese Stunde, in der ich zu Ihnen spreche, gehen von einem tönenden Echo aus: Heute wird in Israel der jährliche Holocaust-Gedenktag, der »Jom-Haschoah«, begangen. Parallel zu unserer Stunde hier, hält der gesamte Israel-Staat während zweier Schweigeminuten seinen Atem an: aller Verkehr stoppt, die Fahrer verlassen ihre Autos, die Menschen, wo auch immer sie gehen und hasten, verstummen; wie Steine bleiben sie unbeweglich stehen und gedenken der Vielen und jeder der Seinigen ...

Gerade zu dieser Stunde und an dieser Stelle müsste ich eigentlich all die ehemaligen Bewohner, die in diesem Hause wohnten und die ich nicht mehr kennenlernen konnte, um Verzeihung bitten. Ich fühle, wie ich von den Steinen lernen sollte, die Geschichte jedes Einzelnen zu erzählen – wofür er gelebt hat, was er Gutes getan, was ihn erfreut hat und sein Herz erwärmte.

Es wäre jedoch zu anmaßend von mir, über die zwölf vertriebenen Menschen von hier zu sprechen, so möchte ich wenigstens die Namen erwähnen:

Zwei der jüdischen Bewohner dieses Hauses, Frau Alice Baruch, Jahrgang 1898, und Herr Julius Rothschild, Jahrgang 1881, wurden mit dem ersten Hamburger Transport am 25. Oktober 1941 nach Lodz deportiert.

Die weiteren zehn Menschen wurden am 6. Dezember 1941 nach Jungfernhof bei Riga verschleppt. Es waren Margerethe Damman, geb. Güdemann, im Alter von 51 Jahren; zusammen mit Gertrud Damman, nur 21 Jahre alt; Josabeth Halberstadt, geb. Ezechiel, Jahrgang 1887, zusammen mit Felix Halberstadt, 64-jährig; auch Alice Rosenbaum, geb. Kallman war 64 Jahre alt und somit die Älteste aus diesem Hause. Im Namen der hier Anwesenden möchte ich jetzt um Erlaubnis bitten, stellvertretend für alle hier Erwähnten mittels der fünf biblischen Namen meiner Familie – Familie Carlebach – zu sprechen.

Die Jüngste der Familie war auch die Jüngste aus diesem Haus Vertriebene; am Weihnachtsabend 1928 geboren, stand sie am Tag der Vertreibung noch vor ihrem 13. Geburtstag. Sie trug den Namen der Erzmutter Sara, der zwangsweise an alle Namen der jüdischen Frauen angehängt wurde. Die Unterlassung wurde mit Bußgeld oder Gefängnis bestraft. Aus der Sicht dieser Zwangs-Namenserweiterung sind also alle aus der Hallerstraße 76 vertriebenen Frauen – Mütter und Töchter – hier mit eingeschlossen. Das hebräische Wort Sara bedeutet Fürstin, Ministerin. Die kleine, hochmusikalische Sara war im Kinderchor des Hamburger jüdischen Kulturbundes die Chor-dirigentin, beschrieben als »ein Ausbund von Temperament und Anmut«. Die zweitjüngste war die 14-jährige Noemi, deren hebräischer Name »klangvolle Lieblichkeit« bedeutet; sie war schlagfertig und humorvoll, immer bereit, auch in den schwersten Situationen ein Lächeln bei den Leidenden hervorzulocken. Und Ruth, 15-jährig, deren Name uns aus der Bibel als die barmherzige Samariterin bekannt ist, war die stets hilfsbereite unterstützende Tochter; sie war so blond und so blauäugig, dass bei ihrem Anblick alle Rassentheorien zusammenstürzen mussten.

Die Mutter dieser drei kleinen Mädchen war unter dem Rufnamen Lotte bekannt, ihr hebräischer Doppelname war Chana-Elischewa. Chana bedeutet die Begnadete und Begnadende, während Elishewa für siebenfaches Gottgeben steht. Die biblische Chana war die Mutter des Propheten Samuels; die nachbiblische Chana nahm mit ihren sieben Kindern den Tod auf sich, um den Gottesnamen nicht zu entweihen, und verwirklichte so ihren hebräischen Namen. Frau Lotte Chana-Elischewa Carlebach war Mutter von neun Kindern, die ihre drei jüngsten Töchter und den Vater, ihren Ehegatten mit in die Vertreibung, mit in den Tod begleitete. Sie war im Dezember, im Jahre 1900 geboren, und konnte nicht mehr als ihr vierzigstes Lebensjahr beenden.

Oberrabbiner Dr. Joseph Zwi Carlebach ging mit allen und allen voran – als Ehemann, als Vater, als Seelsorger und lindernder Tröster für die jüdischen Gemeindebrüder in schwerer und schwerster Stunde.

Auch Joseph Carlebach musste, wie alle jüdischen Männer einen zusätzlichen Namen tragen: den Namen Israel; aber er verwandelte diesen Zwang in ein inniges Band, dass ihn mit all seinen Israel-Leidensgenossen umfasste – besonders aus diesem Haus in der Hallerstraße 76.

Und diese Straße – ja, auch sie musste damals zwangsweise ihren Namen ändern. Sie wurde jedoch nicht in »Israel Hallerstraße« umbenannt, sondern hieß damals »Ostmarkstrasse«, um geradezu jegliche Assoziation mit einem jüdischen Komponisten zu vermeiden. Diese Straße, in der sich das Haus Nr. 76 befindet, bekam kurz nach dem Krieg ihren ursprünglichen Namen »Hallerstraße« zurück.

Die Namen der Deportierten aus diesem Haus kommen erst jetzt – nach über sechzig Jahren – zu uns zurück. Wir stolpern über ihre Lebenserlebnisse und ihren Leidensweg – bis zu ihrem Tod im Bikernikschens Hochwald bei Riga – am 26. März 1942.

Ihre Namen werden nie, nie wieder von Haut und Muskeln umhüllt werden; aber siehe da: Lebensgeist wird ihnen eingehaucht werden – wie der Prophet Jecheskel im 37. Kapitel in seiner erschütternden Vision prophezeit: So spricht Gott – und Ich werde Meinen Lebens-odem in euch eingeben ...

Der erste Anstoß zu diesem größten aller Ereignisse sind die Stolpersteine.

*(Rede anlässlich der Verlegung der Stolpersteine am  
19. April 2004 in Hamburg)*